

Titel: Der Tod Jesu  
Predigttext: Joh 19,16-30  
Pfarrer: Gerson Raabe  
Datum: München, den 19.04.2019



Golgatha, so nennt man die kleine Felskuppe, in der Nähe der Stadt Jerusalem. Dort hat Jesus sein Leben ausgehaucht, auf Golgatha. Dort ist er gestorben. Mit zwei anderen, einer zur Rechten und einer zur Linken. Es waren drei, die an diesem Tag hingerichtet wurden.

„König der Juden“ hatte Pilatus an das Kreuz schreiben lassen. Machte Pilatus, der Chef der Besatzungsmacht, sich damit lustig über die Besetzten? Dass das kein König war, konnte jeder auf den ersten Blick sehen. Sie hatten ihn ohnehin ziemlich genervt mit ihren religiösen Streitigkeiten. Pilatus hatte den Eindruck gewonnen, dass die religiösen Führer sich eigentlich raushalten wollten; aber sterben sollte er, dieser Jesus – unbedingt! – und für dieses Todesurteil brauchten sie ihn, den Chef der Besatzer, Pontius Pilatus.

Er hatte eigentlich nichts weiter Dramatisches gefunden an diesem Wanderprediger, der einen gewissen Hang zum Philosophieren zu haben schien. „Was ist Wahrheit?“, mit diese Frage hatte sich Pilatus nach gut sophistischer Manier gerade noch einmal aus der Zwickmühle befreit, in die er geraten war. „Ich bin ein König“, hatte der Wanderprediger unverfroren zu ihm gesagt. „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme!“

Merkwürdig! „Die Wahrheit bezeugen“, wie soll das gehen, was soll das sein? Meint dieser Hobbyphilosoph gar die These aufstellen zu können, dass Gott die Wahrheit sei? „Wer aus der Wahrheit ist, der versteht mich!“ Doch was ist das überhaupt, Wahrheit? Weißt Du denn nicht, dass es hierzu eine Jahrhunderte alte Debatte gibt? Noch nie etwas von Anaxagoras gehört, wie? Gut, Halbbildung ist kein hinreichender Grund für ein Todesurteil! Daher: „Ich kann nichts an ihm finden, was ein Todesurteil rechtfertigen würde!“

Doch die anderen blieben hart: Er ist des Todes, er muss sterben, kreuzige ihn! Die Masse tobte und Pilatus, ganz Profi, wusste: Da ist nichts mehr zu machen. Dann eben so! Doch einen Denkkzettel wollte er diesen religiösen Fanatikern doch noch verpassen: „König der Juden“ ließ er auf das Schild am Kreuz schreiben. Wie gesagt: Das war eine offene Provokation, das war die Rache des Pilatus an den religiösen Kleingeistern um ihn herum, die ihn nicht nur Nerven, sondern auch Verstand gekostet hatten, denn Pilatus konnte einfach nicht verstehen, warum dieser Tod dieses Wanderpredigers sein musste.

Die religiöse Elite wollten dieses Schild „Der König der Juden“ jedoch nicht hinnehmen: „Schreibe, dass er gesagt habe, er sei der König der Juden.“ Jetzt reicht es Pilatus: Ende der Debatte, jetzt ist Schluss: „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben!“ In anderem Zusammenhang hieße das: „Basta!, das war’s!“

Liebe Gemeinde, das ist schon ein ziemliches Durcheinander, die Ereignisse um Jesu Tod. Und trotzdem scheint unserem Autor, der in der Tradition als Evangelist Johannes bezeichnet wird, daran gelegen zu sein, dass einer den Gang der Ereignisse gewissermaßen überschaute, nämlich Jesus selbst.

Johannes schildert uns einen Jesus, der noch kurz vor seiner grauenvollen Hinrichtung – wir sind darauf gerade zu sprechen gekommen – ein niveauvolles Gespräch mit Pilatus führt. Pilatus übergibt Jesus den Soldaten, die – weiß Gott – nicht zimperlich mit ihm umspringen, sie geißeln ihn, setzen ihm eine Dornenkrone auf und legen ihm ein Purpurgewand um – ja, sie verspotten ihn und schlagen ihm ins Gesicht. Pilatus wird dies zu viel. Er geht hinaus und sagt: Ich habe ihn euch gegeben, damit ihr erkennt, dass ich keine Schuld an ihm finde, seht doch, was für ein Mensch!

Nirgendwo finden wir Hinweise darauf, wie Jesus mit all dem umgegangen ist. In anderen Evangelien ist uns wenigstens im Augenblick des Todes überliefert „und Jesus schrie laut“ – hier nichts dergleichen. Johannes malt einen Jesus, der gewissermaßen über den Dingen steht, der erträgt, erduldet, erleidet – wenn überhaupt. Johannes malt einen Jesus, der sich durch eine große Ruhe und eine große Souveränität auszeichnet. Johannes malt einen Jesus,

dem die Ereignisse letztlich nichts anhaben können, der weiß, dass dies alles geschehen muss.

Damit zeigt uns der Evangelist einen Jesus, an dem in besonderer Weise erkennbar wird, dass er eben mehr ist als ein normal Sterblicher. Dieser Jesus ist der Sohn, er – so heißt es gerade bei Johannes – er und der Vater sind eins. Dieser Jesus ist der, den der Vater gesandt hat und er ist der, der zu seinem Vater zurückkehren wird, wenn denn alles, was der Vater ihm aufgegeben hat, vollbracht ist, wenn er alles getan hat.

Könnte es nicht sein, dass wir diesen Jesus aus den Augen verloren haben? Vor lauter „Jesus unser Bruder“, „der Mensch Jesus“ und „Jesus und ich“ haben wir ganz vergessen, dass es auch diesen Jesus gibt, den Jesus, der uns zum Vater führt, weil er vom Vater kommt und der zum Vater zurückkehrt, um uns die Stätte zu bereiten, wie es bei Johannes heißt, und der wiederkommen wird, um uns zu sich zu holen.

Anders gesagt: Könnte es nicht sein, dass wir Jesus zu stark vereinnahmt haben, dass wir ihn profanisieren haben, dass er uns „nur noch“ der Mensch Jesus ist, der gelitten hat, der gezweifelt hat, der geschrien hat und der eben so grausam gestorben ist. Und damit haben wir eben auch aus den Augen verloren, dass Dinge zusammenhängen können, dass die Dinge, so wie sie geschehen sind, einen Sinn ergeben. So ist uns aus den Augen geraten, dass die Geschichte einen Sinn hat und auch ein Ziel. Und damit haben wir auch aus dem Blick verloren, dass selbst unser Leben einen Sinn hat und auch ein Ziel.

Haben wir Jesus zu einem von uns gemacht? Hat Jesus nicht ganz und gar alles Göttliche für uns verloren? Ist Jesus für uns nicht mehr als ein guter Mensch, der sich opferte? Wo ist das Göttliche bei diesem Jesus? In seinem Sterben ist das wahrhaft Göttliche. Dort zeigt sich die Gottessohnschaft. Wenn wir diesen Jesus als Mensch betrachten, dann ist das Sterben grausam und schlimm. Doch der sterbende Gott, das ist es, auf was wir uns einlassen müssen.

So ertrug und trug Jesus sein Kreuz, wie es beim Evangelisten Johannes heißt. Er trug dieses Kreuz, weil er es tragen musste auf seinem Weg zum Vater. Doch was heißt da „sein“ Kreuz? Ist dieses Kreuz nicht das Kreuz, was wir diesem Jesus bereiten? Ist

dieses Kreuz nicht unser Versuch diesen Jesus immer und immer wieder ganz zu einem von uns zu machen? Ihn gewissermaßen Gott und damit sich selbst zu entreißen, weil wir es nicht ertragen, dass Gott unter uns ist?

Ist dieses Kreuz nicht unser Beharren darauf, dass die Dinge, so wie sie geschehen sind, gar keinen Sinn machen können? Dass es solchen Sinn hinter der Geschichte und unserem Leben ohnehin gar nicht gibt? Ist dieses Kreuz nicht gebaut aus den großen und kleinen Erklärungsversuchen für diese Welt und unser Leben, die so peinlich genau darauf achten, dass ein Gott auf jeden Fall nicht vorgesehen ist? Ist dieses Kreuz nicht verursacht durch unsere Deutung dieser Welt und dieses Lebens?

Eines Lebens, in dem eben kein Platz ist für den Sohn, weil es vom Vater gar nichts mehr weiß. Eines Lebens, das glaubt, Religion erschöpfe sich in den kleinlichen Rechthabereien, ob es jetzt stimmt, dass er gesagt habe, er sei der und der oder ob er der und der ist – wie bei dem Streit um das Schild am Kreuz. Haben wir denn gar kein Gefühl oder gar kein Gespür mehr dafür, was es bedeuten kann, dass hinter allem alles durchwaltende Liebe steht, haben wir denn gar kein Gespür mehr dafür?

Jesus, der Sohn, tut, was zu tun ist, auf dem Weg zu seinem Vater. Er trägt das Kreuz, trägt unser Kreuz hinaus zu der Stätte, die heißt Schädelstätte. Und damit die Schrift erfüllt wird, lösen die Soldaten um das Gewand Jesu. „Damit die Schrift erfüllt werde“, ein Zug, der sich bei den Evangelien immer wieder findet. Auch er unterstreicht, dass es hier Kontinuitäten gibt, dass die Dinge zusammengehören, wenn auch in einer verborgenen Weise, dass hinter allem etwas steht: ein heiliger Wille.

„Sieht Jesus seine Mutter und bei ihr den Jünger, den er lieb hatte“, und wieder tut der Sohn, was zu tun ist auf dem Weg zu seinem Vater. Er führt die Verwaisten zusammen, die verwaiste Mutter und den verwaisten Freund, den Jünger, der ihm besonders am Herzen lag. Das kann einen berühren, wie das zutiefst Mitmenschliche in diesem letzten Augenblick auf dem Weg des Sohnes zum Vater die Geschehnisse bestimmt.

Gerade bei unserem Evangelisten kann einen das berühren, der Jesus doch so große Reden in den Mund legte – „Abschiedsreden“ werden sie genannt. Hier, unmittelbar vor dem Gang des

Sohnes aus dieser Erde, aus dieser Wirklichkeit, wird uns keine große Rede geschildert, etwa eine Rede, die alles Wesentliche noch einmal zusammenfasst. Das Wesentliche wird zusammengefasst mit zwei Sätzen: „Frau, siehe, das ist dein Sohn.“ Und: „Siehe, das ist deine Mutter!“ – das ist das Wesentliche – unglaublich!

Und dann noch dieses „Mich dürstet!“ – wieder, damit die Schrift erfüllt werde, damit sich zeigt, dass hinter allem etwas steht, damit deutlich wird, dass die Dinge zusammenhängen, zusammengehören, damit klar wird, dass da ein heiliger Wille ist, dass der Vater derjenige ist, der alles zusammenhält.

Damit klar wird, dass die Dinge, so wie sie geschehen sind, und so wie sie geschehen werden, einen Sinn machen, sinnvoll sind. Damit deutlich wird, dass unser Leben, mein Leben einen Sinn hat – und dass unser Leben und diese Welt ein Ziel hat, nämlich den Vater selbst.

Und wenn das geschieht, wenn der Sohn mit dem Vater vereint ist, und wenn der Sohn uns so den Weg zum Vater nicht nur gezeigt, sondern auch eröffnet hat, wenn klar ist, dass wir und der Vater wieder zusammenkommen können, dann ist erfüllt, warum der Sohn zu uns kam, dann ist vollbracht, dann ist an sein Ziel gekommen, was diese Welt und unser Leben umtreibt. Oder, wie anders ist das zu verstehen, dass es nach all dem heißt:

„Und als auch das geschehen war, sprach er:

„Es ist vollbracht!“

und neigte das Haupt und verschied.“